

Der schweizerische Turnus 1911

Autor(en): **Widmer, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auch hier haben wir es mit einer Friede, Ordnung und Maß liebenden, von keinem politischen Matadoren verhetzten Bevölkerung zu tun, die ihrer Arbeit nachgeht und zufrieden dahinlebt. Gute Schweizer, gute Bündner und gute Bergeller, die vom nahen Grenzland wenig wissen wollen, das ist die Physiognomie des Tales.

Es gilt dies auch von den zwei andern Tälern, mehr vom Puschlav als vom Misox. Gewiß leiden sie alle drei unter der geringen Berücksichtigung, die das Italienische in Chur erfährt; aber sie nehmen die zahlreichen amtlichen Veröffentlichungen und Zirkulare in nur deutscher Sprache nicht tragisch. „Lieber das“, sagte mir ein Puschlaver, „als das Churer Italienisch, das uns auf die Nerven geht“. Und die unerhörte Tatsache, daß man die italienischen Täler mit einer italienischen Anthologie beglückte, die aus Übersetzungen deutscher Fragmente bestand (Schiller und Goethe statt Carducci und Dante!), nahm man mit einem ironischen Lächeln hin. Mit der Zeit wird zwar auch der italienische Bündner sich seiner Italianità besser erwehren und von Bern und Chur in dieser Beziehung etwas mehr verlangen. Aber er wird es mit Würde, ohne Übertreibung und mit der Aufstellung billiger, gerechter Forderungen tun, ohne daß auch nur einen Augenblick das patriotische Gefühl verleugnet und verkannt wird. So erscheinen die Grigionesi italiani uns als treffliche Bündner und treffliche Eidgenossen, die wir häufiger in ihren entlegenen Tälern aufsuchen und mit denen wir engere Bande knüpfen sollten.

Ed. Plazhoff-Dejeune

Der schweizerische Turnus 1911

Von Dr. Johannes Widmer



er hat etwas Erquickendes. Unsere einheimische Kunst erscheint wie ein Spiegelbild des Volkes; Freundschaft in der Freiheit, Einheit in der Mannigfaltigkeit erscheint als ihre Lösung. Seit Jahren hat e i n e große Kraft allen derartigen Veranstaltungen Zug und Schwung gegeben: heuer ist sie mit keinem Strich vertreten, und dennoch bleibt die Schauausstellung bestehen wie das Fähnlein der sieben Aufrechten, deren doch keiner zu den „berühmten Eidgenos-

jen“ zählte. In diesem Sinne mag die Abwesenheit des Heros der Kunst geradezu als Vorzug gelten.

In einer Studie über die neuere schweizerische Malerei habe ich einmal darzulegen versucht, welche Strömungen in ihr hin und her gehen und immer wiederkehren. Ich glaubte einen Strom wahrzunehmen, dessen Fahrzeuge, zahlreicher und kühner als die andern, die Farben und Formen Ferdinand Hodlers führten. Auf einem zweiten fuhren, immer recht zukunftsreudig, die Flotten Cuno Amiets dahin. Arnold Böcklin und gar Adolf Stäbli vermochten nur ganz kleine Geschwader leicht altmodischer Ausrüstung aufzubieten. Nichtsdestoweniger boten alle in ihrer Rührigkeit einen vergnüglichen Anblick dar. Im großen ganzen sehe ich die Dinge heute ziemlich genau so an wie dazumal. Nur daß sich zwischen den Gefolgschaften Hodlers und Amiets das Zahlenverhältnis eher zugunsten der Letztern verschoben hat. Daran sind zwei Tatsachen schuld. Erstens haben nun die meisten Maler, die überhaupt etwas lernen wollen, das Beispiel Hodlers in dem, was ihn auszeichnet, nach Maßgabe ihres Anpassungsvermögens in sich aufgenommen. Infolge davon geht von diesem Turnus aus allen Ecken etwas wie ein Widerhall und Widerschein der unentwegten Klarheit aus, die des Meisters weltliche Aureole ist. Und zweitens ist zu Amiets und Giacomettis saftig sonnigem Farbensult jene Gruppe klassisch disziplinierter Welschen hinzugetreten, die sich um Hermenjat und Auberjonois sammeln. Sie beschwingen erst jenen Genius der Klarheit.

Weil aber dadurch bereits an die Stelle des sonst überragenden einen eine Zweiteilung gleichwertiger Gruppen getreten ist, so kommen auch manche kleinere und oft gar versprengte Scharen zu ihrem Recht, und ich möchte hervorheben, daß sowohl der Schlag Böcklins als der Stäblis aus dieser Sachlage erheblichen und wohlverdienten Nutzen zieht.

Alles in allem sieht jeder wohlgesinnte Beobachter, wie erfrischend der Kampf und Erfolg der letzten Jahre gewirkt hat, und daß der Sieg des einen je und je dazu gedient hat, die Unterlegenen aus ihrer verstaubten Vorbeersammlung in das Handgemenge des lichten Tags hervorzuziehen.

Zum Feldzeichen Amiets möchte ich, außer dem allzeit rüstigen Träger selbst, heuer vor allen Dingen Hermenjat stellen. Amiet stellt die Pracht selber dar, Hermenjat ihre Grenze. Der erste den Teller, der zweite den goldenen Rand davon. Ein Blumenstrauß Amiets dehnt und reckt sich üppig auf seinem

blauen Grund. Eine Landschaft von Hermenjat ist mit ein paar Kurven hingeworfen, zwischen denen das unbemalte Papier Sonnengold wird. Der eine malt, wie das Mittelalter zechte; der andere schaltet mit Fingern lebenskluger Leidenschaft wie die Renaissance.

Mit Amiet nenne ich gleichzeitig Giacometti, wenn ich auch seinen jüngsten Früchten nicht sehr traue; besonders gerne aber einen Winterabend von Helene Roth; das Lila der Stämme gegen das leichte Blau des besonnten Schnees ist ein fein beobachtetes und wohldurchgeformtes Schauspiel. A. Weibel schließt sich mit einem überraschenden Zeitbildchen an. Er gibt den Bahnhof Brugg. Während dieser Gegenstand von Turner bis Oskwald zuallermeist im Dunst der Riesenstädte unterging, ist die Geleiseanlage hier in eine sonnige Weite oder vielmehr Runde gebettet und entzückt durch völlig neue Gegenätze strenger Schienenbogen und wohliger Hügelrücken, technischen Schmutzgraus und lenzhaften Weidengrüns.

* * *

Hermentjat ist ein heißblütigerer Verwandter von A. Muret. Der ist und bleibt vorderhand ein Schmetterling auf Friedhofsblumen. So ein Gräberwinkel im Wallis ist ein enges Reich, er weiß es selbst. Aber was findet er alles darin! Ein Jahrtausend schier gleichmäßiger Kultur und Weltferne. Eine Luft aus lauter Malvenduft. Eine beseligende runde Nettheit der Formgebung. Und wieder und wieder hebt er ein Kleinod aus dem Zauberschatz. Der ist am Ende unerschöpflicher als die Tage eines Künstlerlebens allesamt.

Aber ein Ostschweizer bringt zwischenhinein eine feste neue Note. Hans Brühlmann hat eine Toggenburger Landschaft gesandt. Ein Bauernhaus, auf das Berglehne um Lehne niedersteigt. Stofflich ungemein überzeugend, erdig, lehmig, weich, felsig zu oberst, und meisterhaft eingestimmt. Im übrigen eine Phantasie über das Rätselthema: Wenn das Silber grau, grün, braun wäre. Und doch ist auch tonig nicht die geringste Fraglichkeit übriggelassen.

* * *

In dem Bereich, der sonst Hodlers ist, schalten Buri, Senn und Cardinaur. Mehr als sie und Geiger, Feuz und Delachaux seien jedoch hier eigentümliche Grenzwerte betont.

Da ist Ballet, ein prächtiges Künstlerpaar, das aus einem Eduard und einer Marguerite besteht. Sie hellt ihn auf, er gibt ihr höheren Gehalt. Und es besteht die Hoffnung, daß beide zusammen entdecken, die Welt sei nicht nur im Wallis schön, so besonders nah Gott seinen Kindern dort sein mag. Marguerite Frey von Bern stellt ein Gartentor aus, durch das ich just jene beiden gerne treten sehen möchte. Sie kämen aus dem Schummer der Alphütten in die leichte Helligkeit der Mittagsstunde, aus dem ermüdend stumpfen Farbenrauch in die frohe Sphäre scharfer Umrisse hinaus. Dies Gartentor ist in der Malerei von heute ebensowohl Meisterstück, wie es in der Schlosserei von ehemals eins war. Hanna Bay zeigt köstlich warm gemalte Kinderbildnisse. Von Wyler ist ein Zimmerinneres schätzenswert. Aber vor P. Th. Roberts zwei schmuckvollen Landschaften muß ich einen Augenblick verweilen. Wie alles, was der Sohn des fromm-heitern Paul Robert ausstellt, äußerst fluggefundene, fluggemachte, flugdargebotene Dinge. Ich weiß schon eine Menge Leute, die darin das wahre Werk des Turnus erblicken. Ich kann ihnen nicht beipflichten.

Zwei Sommerbilder sind es. Badende in blauer Flut. Die Wärme der Luft ist über allen Zweifel erhaben. Der See ist wohl der von Neuenburg, vielleicht auch nicht. Die Szene stimmt dagegen, wenn auch offenbar ist, daß Hodler dem Maler trotz aller überkommenen Ubiquität die Augen für die Wirklichkeit groß aufgetan hat. Aber nachher ward Robert von dem neuen Ruhm Poussins angezogen, und Rnysselberghe bezauberte ihn sichtlich. Und er ging hin und addierte. Der Landsmann war zwar der stärkste im Wettkampf und behauptete das Feld. Besser den Grund, der alles zusammenhält. Ganz vorn aber herrscht Rnysselberghe (oder ein Doppelgänger des Sonnentropfenmalers), in der Mitte Poussin. Das ist zuviel. Und statt eines Bildes entsteht eine Deforation. Nicht mehr, aber in dieser Beschränkung etwas Herrliches. Eine kernlose wundervolle Frucht. Zwischen zwei Mächten zu schweben ist übrigens seit Leopold in der Familie Robert erblich. Aber hervorragende Talente sind alle ihre Glieder. Der Gründer leistete sein Höchstes in Einzelfiguren, wie dem herrlichen Stier des Museums in Neuenburg. Der Jüngste erkennt vielleicht, daß seine Sendung der blühende Schmuck sei. Erkennt er das, so haben wir Hochgenüsse vor uns, und ein goldenes Zeitalter erhebt der Supraporten-, Decken-, kurz der allgegenwärtigen Malerei der Lebensfreude.

*

*

*

Martha Cunz und Fritz Böllmy vergegenwärtigen mit W. L. Lehmann die Richtung des elegischen und trotzdem kräftigen Adolf Stäbli. Anner grenzt daran mit einem lieblichen Aquarell. Berta setzt seine Wanderstudien aus dem Tessin fort. Gabrielle Miéville bringt uns in einer scheinbar fahlen, tatsächlich sehr strammen, sachlichen, interessanten Art die Jurahöhen näher. Und von da an geht es in alle Seitentäler und auf alle namenlosen Höhen. Das Leben wird rege. Die großen Namen verhallen im Wandergeräusch. Die Feierlichkeit der Kunstgedanken geht in die Sonntagsfreude einer Nation über.

Dies ist der Turnus von 1911.



Umschau

Zeitungsdeutsch. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß die Zeitungen die schlimmsten Sprachverderber sind. Ebenso alt ist das Vorurteil, daß daran die Zeitungsschreiber schuld seien. Diese Folgerung ist auch sehr naheliegend, da man allgemein annimmt, daß es die Zeitungsschreiber sind, welche die Zeitung schreiben. Die Annahme ist aber nur zur Hälfte berechtigt; wir möchten vielmehr die Redaktoren und Journalisten in Schutz nehmen, da gerade sie im allgemeinen durch ihr berufliches Vielschreiben mehr zu einem anständigen Deutsch herangebildet werden, als, wie immer behauptet wird, sprachlich und stilistisch verkommen. Wenn die Zeitungen wirklich von denen geschrieben würden, deren Beruf es ist, es würde bald besser mit dem verschrienen Zeitungsdeutsch. Die Schädlinge sehen wir vielmehr in den gelegentlichen Mitarbeitern, in denjenigen, die sich furchtbar gerne einmal gedruckt sehen und zu feige sind, vor der Öffentlichkeit für ihr Geschreibsel einzustehen. Alle diese „Kenner“ und „Sachverständigen“, die „eifrigen Leser“ und die Par-

teibüffel, die in der Veröffentlichung ihrer unmaßgeblichen Meinung ein weiteres Streberleiterchen zu einem Amtchen sehen. Die Vertreter dieser ganz eigenen Rasse, die ihre feige Anonymität mit der „Volksstimme“ beschönigen. Die keinen anständigen Satz schreiben können, aber sich doch gar zu gern wichtig machen vor ihrer eigenen Unbedeutendheit mit einem gedruckten Artikelchen, das sie am nächsten Tag sich vorlesen können.

Man hat schon oft die Anregung gemacht, in unsern Zeitungen, wie in den französischen, die volle Signierung der wichtigeren Artikel und Korrespondenzen einzuführen. Es wäre unbestreitbar das einzig richtige; manch einer würde sich dreimal befinden etwas drucken zu lassen, wenn er mit seinem Namen und mit seiner Person dafür eintreten müßte.

Mancher würde seine Ergüsse bei persönlichen Berunglimpfungen vor Abstimmungen und Wahlen etwas anständiger und überdachter einschicken, wenn man ihn dafür haftbar machen könnte. Nicht nur das Deutsch, sondern auch der Ton würde etwas zugänglicher